

Das Lied von der Treue.

Eine Novelle von Max Tren.

Just im letzten Augenblicke einpaßiert! Hast Du famos gemacht, alter Schwabe! Du Glückspilz, treue Dich doch! Wenn einem die Gläubiger auf den Fersen sind wie dem verendenden Hirschen die Meute, und wenn schon um Krügen und Uniformen geht — hol' Dich der Teufel — und dann eine Erbin mit fünfzehn Millionen finden nebst Schwiegerbräutigam, der eine offene Hand und ein freundliches Verständnis für die Leiden eines armen Offiziers hat; so ein Glück ist im ganzen Regiment noch nicht dagewesen! Und Du mußt Dich fühlen wie ein König!

„Ach ja!“ sagte der Hauptmann Joachim von Waldenow, verschärft die Hände hinter dem Hinterkopf, lehrte sich weit in den Sessel zurück und holte tief Atem. „Ach ja!“ Sein Kamerad Ernst von Hollwitz lächelte.

„Ach ja!“ sagt der Glückspilz, „Hör mal, wenn mit eine Erbin mit fünfzehn Millionen an den Hals flöge, ich sagte etwas ganz anderes als „Ach ja!““

„Ach ja!“ Du hast gut reden! Erstaunt wandte sich jetzt Hollwitz, der langgestreckt auf dem Sofa lag, dem Freunde zu, sah ihn scharf ins Auge und entgegnete:

„Du, ich habe mich immer ein bißchen auf Menschen und ganz besonders auf „Genus uniforme“ darunter, Offizier denannt, verstanden, und ich meine, Du hättest eben gefeußt! Fehst Du was?“

Waldenow schüttelte den Kopf. „Niem! Gefeußt hast Du aber! Ich begreife Dich nicht. Und wenn ich Dein Gesicht ansehe! Bräutigame von Erbinnen mit ungegährteten Schänen, meine ich, müßten anders ausseh'n.“

Er warf einen Blick auf die Uhr. Dann sprang er auf. „Donnerwetter! Fünf Uhr! Dienst tuft! Und nun noch schnell, laß Dich zur Garde zurückverlegen. Weißt Du noch, wo wir beide so köstliche Leutnantsräge verleben haben?“

Waldenow nickte. „Es war eine schöne Zeit!“

„Das meine ich auch! Und für Dich kommt sie wieder! Hier in diesem redbarmen Nest kannst Du mit Deiner Millionärin nicht bleiben! Na, und wenn Du dann Deine elegante Wohnung in Berlin W. oder in Potsdam hast, dann denke auch mal an den armen Teufel Hollwitz und lade ihn zu Deinen gastlichen Tischen und freundlichen Jagdpartien ein! Adieu, alles Haus — heut' abend im Kasino!“

lich, und sein, des jungen Offiziers, etwaig erklärende Erklärung, daß er Hildegard heiraten wolle, würde ganz unsehbar seine Enterbung nach sich gezogen haben.

Darauf aber konnte er es nicht ankommen lassen; denn dann wäre er fertig gewesen, hätte den bunten Rock an den Nagel hängen und leben können, und wie mit Hildegard bliebe. So mochte man; war doch der Onkel hochbetagt und seit Jahren leidend, so daß die Verzele sein Ableben in kürzester Zeit voraussehen.

Sie waren ja beide noch jung, er und Hildegard, und sie würden über dem bishen Warten nicht verblühen. Und ihre Liebe würde nicht erkalten. Es war eine echte, rechte Jugendliebe, und eine solche hält durch die und dünn, durch allen Wechsel der Zeiten schon als Knabe hatte er Hildegard gekannt und war ihr jugendlicher Ritter und Beschützer gewesen, der, mützig auf dem Stedenpferd reitend, tapfer und unverzagt für sie blutige Kämpfe mit Riesen, Drachen und anderen fabelhaften Ungeheuern ausgefochten hatte. Sie war die Tochter eines armen Landeigentümers, und der Vater hatte sie, nachdem sie erwachsen zur Lehrerin ausbilden lassen, damit sie sich ihr eigen Brot im Leben verdienen könne. Und das war bald genug nötig geworden. Denn kaum hatte Hildegard ihr Examen bestanden, da glaubte der alte Herr, in diesem Leben nichts mehr zu tun zu haben, legte sich eines Abends still und friedlich hin, um nie wieder zu erwachen, und ließ seine Tochter als waisen- und mutterlose Waise zurück. Joachim kam sofort, und am Saraz des Vaters schlossen die beiden ihre Hände mit festem Drucke zum Bunde für das Leben ineinander.

Niemand aber erfuhr etwas von diesem stillen Verlöbniß. Denn an eine Heirat war, wie schon erzählt, vorläufig nicht zu denken. Joachim blieb bei seinem Regiment in Berlin, und Hildegard trat in ein Amt als Lehrerin in Frankfurt a. O. Er sah sich oft, aber immer heimlich und verstoßen, und sie küßten es, daß solche treue heimliche Liebe die glücklichste ist. Voll Zuversicht und Vertrauen sahen sie in die Zukunft, die ihnen hell und rosenrot erschien wie ein strahlender Waimorgen. Wochen nach Jahr und Tag vergehen, ihre Liebe blieb frisch und jung, weil sie beide die Voraussehung zu einer solchen Liebe ihr eigen nannten; ein tapferes und gesundes Herz, das wartete kann und Treue erzeigen will.

Oft, wenn sie heimlich zu zweien spazieren gingen, sang ihr Joachim ein altes Lied vor, das er einst vor langen Jahren von seiner längst verstorbenen Mutter gehört, und das jedesmal einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte:

„Die Treu' ist das Höchste — vergiß es nicht! Und ob Dir das Herz und das Auge bricht; Die Treue allein, die Treue allein Wird wieder zurüd. Führerin sein!

Das, was Du ergriffen, das halte fest! Ein Feigling, der das Kleinod sich rauben läßt! Ein Leben voll Glück und voll Sonnenschein Gewährt nur Treue, die Treue allein!

Umtraufen Dich Stürme, so steh Deinen Mann! Und fällt Du im Kampfe, was liegt daran? Der Himmel steht offen: „Du Tapftrer, zieh ein, Denn die Treue war Dein, die Treue war Dein!“

Jedesmal, wenn er es ihr zu Ende gegangen, hatte er ihre Hand inniger gedrückt; sie hatten sich beide lange in die Augen gesehen, und ein jedes hatte im Auge des andern gelesen, daß sie dieses Lied von der Treue nicht nur verstanden, sondern, daß sie es selbst erlebten. Und stolz und glücklich waren sie beide in diesem Bewußtsein gewesen, und wenn sie auseinandergingen, so küßten sie sich immer wieder zum Abschied zu:

„Nur noch ein wenig warten! Ueber ein kleines!“

„Arme Hildegard,“ sagte Joachim beim nächsten Zusammentreffen zu ihr, „was machen wir denn nun?“

„Bis Du Hauptmann erster Klasse geworden! Dann brauchen wir doch keine Klauten mehr! Du läßt Dich zur Linie versetzen, in irgend eine kleine Garnison, wo es ganz billig ist, und dort kann man dann schon leben! Tu es doch so viele — warum sollst du nicht auch so machen? Sei ohne Sorge, Joachim, ich habe keine Ansprüche!“

„Du nicht, Du armes, liebes Mädchen! Aber ich! Wenn man es und so viele Jahre als der Erde eines armen Vermögens gelebt und gewirtschaftet hat, dann ist es nicht leicht, sich eines Tages plötzlich einschranken, von so mancher lieben Gewohnheit Abschied nehmen zu müssen.“

Sie sah ihm innig in die Augen. „Du kannst es, Joachim! Denn Du hast einen eisernen Willen, wie alle Waldenows!“

„Im, man wird es lernen müssen! Aber bis ich Hauptmann erster Klasse bin, arme Hildegard, acht, neun, zehn Jahren können vergehen.“

„Was tut es, Joachim? Hält die Treue nicht aus?“

„Sie hält aus, Lieblich!“

Er sah es ein, seine Verzehung zur Linie war unbedingt notwendig geworden. Der Onkel wollte ihm in Zukunft nur noch einen ganz geringen Zuschuß zahlen. So leicht jedoch war die Verzehung nicht. Alle, liebe Kameraden, verlassen, alle gesellschaftlichen Beziehungen der Hauptstadt aufgeben, aus allen ebenso freundschaften wie lustspieligen Gewohnheiten eines Gardeoffiziersdaseins heraus müssen, in irgendein elendes Nest übersiedeln, wo man die Abende bei schlechtem Bier und trübem Stumpfschwein im Kasino zubringt, neue Kameraden, die dem Fremdling von der Garde, der da hereingeflüchtet wird, regelmäßig nicht gerade mit den unbefangenen und wohlwollendsten Gesinnungen entgegenkommen — leicht war ein solcher Wechsel nicht, wahrhaftig nicht.

Und so schob man ihn auf, zögerte ihn hin, immer und immer wieder. Es gab ja in Berlin so viele Wiederkehrer, die einem jungen Offizier beliebige Summen vorstreckten, ganz beders dann, wenn ihm aller Wahrscheinlichkeit nach doch einmal ein großartiges Fideikommiss zufallen würde. Und diese Wahrscheinlichkeit, daß die Ehe des Onkels kinderlos bleiben und daher er, Joachim von Waldenow, dennoch das Erbe erhalten werde, war doch sehr groß.

So wurde denn darauf losgelegt. Mit schwerer Sorge sah es Hildegard. „Joachim,“ bat sie, „tu es mir zuliebe — geh von Berlin fort!“

„Nur noch eine kurze Zeit!“ sagte sie. „Eine kurze Zeit!“ wiederholte er gedankenvoll.

Ja, sie hatten treu ausgehalten die Jahre hindurch. Von seinen Schulden hatte er ihr nichts gesagt; ihm war es, als würde er durch dieses Geständnis ihr ganzes Lebensglück vernichten. Denn wie sollte er heiraten, solange diese Schulden da waren, und wer würde sie bezahlen?

„Den Abschied nehmen!“ sagte er zu sich selbst. „Es ist der einzige Weg, der mir bleibt.“

Nach dem letzten Herbstmanövern war er im Urlaub mehrere Wochen in Baden-Baden gewesen, um sich rheumatische Schmerzen wegzubaden. Herr Friedrich Seltmann, alleingiger Inhaber der Firma Gebrüder Seltmann & Co. in Hamburg, war sein Tischnachbar an der Table d'hote des Hotels. Ein vielfacher Millionär und Vater einer einzigen Tochter, einer jarten schlanken Erscheinung, kaum vierzehn oder achtzehn Jahre, mit einem Gesicht von geheimnisvollem, ganz eigentümlichem Reiz.

Sie waren täglich zusammen. Herr Seltmann fand Gefallen an dem jungen Hauptmann; man ritt zusammen aus, und Joachim wunderte sich, wie elegant Liddy Seltmann im Sattel saß, und wie led und verwegene sie den schneidigsten Galopp mitritt. Auf der nächsten Reunion im Kurpark war er ihr bevorzugter Tänzer, und er freute sich, wie groß und gewandt sie zu tanzen wußte. Im Lawn-Tennis, Golf und Krodol war er ihr Partner, und mit Vergnügen bemerkte er die annütigen Bewegungen und Stellungen der jugendlichen Spielerin. Im Theater sah er neben ihr, und er entbedkte mit Gemuthung, welche treffliches kritisches Urteil und welche lebhaftes Interesse für die Kunst ihr zu eigen war.

Und eines Tages entdeckte er noch etwas: daß sie ihn liebte. Auf dem Klavier des Musiksalons im Hotel fand er zufällig ihr Notenalbum liegen, das sie wohl vergessen hatte. Er blätterte es durch, um seinen Inhalt kennen zu lernen. Zwischen zwei Seiten lagen ein paar Rosenblätter, ein mit Bleistift beschriebener Zettel dabei: „Lichtenthal, 24. September 1906. Von ihm erhalten.“ So stand von ihrer Hand darauf.

Vor wenigen Tagen war es gewesen, da hatte er ihr die rote Herbstrose geschickt. Und nun fand er diese hier wieder, und sie redete eine deutliche Sprache zu ihm. Wie ein Sünden der legte er das Notenalbum wieder auf das Klavier.

„Nur heute abreisen!“ So sprach er zu sich selbst. Sofort wollte er seine Koffer packen. Er ging in sein Zimmer. Ein Brief lag da, der mit der Post gekommen war. Vom Regimentskommandeur! Das konnte nichts Angenehmes sein. Er las — aha, neue Meldung über Schulden, kategorische Aufforderung, binnen vierzehn Tagen zu bezahlen, widrigenfalls man seinem Abschiedsgesuch entgegensehen müsse.

Da war die Bescherung. Binnen vierzehn Tagen bezahlen. Widrigenfalls —

Was glaubte denn der Alte eigentlich? Das Geld lag doch nicht auf der Straße! Und der schlechste Onkel? An den war nicht zu denken. Also den Rock auszuziehen! Joachim schüttelte sich. Der Gedanke verurteilte ihm fast einen physischen Schmerz — den Rock auszuziehen — Nie! Die Waldenows waren immer Soldaten gewesen, und im Grabe würden sie sich umbreien, wenn der letzte ihres Namens mit Zylinder und Regenschirm über die Straßen gehen müßte.

hatte er ihre Antwort in seinen Händen; sie sandte ihm den Ring zurück. Ein kleiner Zettel lag dabei mit den wenigen Worten: „Gott sei mit Euch beiden! Hildegard.“

Da war er mit leifem Stöhnen in den Sessel gesunken. Die schlächte, entfangende Größe dieses Mädchens rüttelte mit Recht an seinem hart werdenden Gewissen. Er wußte es: Sie würde keinem andern Mann zum Altar folgen, sie nicht! Sie hielt die Treue auch ihm, dem Abtrünnigen, der ihr das Herz gebrochen!

Und die andere? Und Liddy? War er denn ihr treu? Liebt er sie? „Nein,“ schrie der Ankläger in ihm. „Du liebst sie nicht, Du liebst nur das Gold der Ahnungslosen, das Dich los dem finanziellen Schiffbruch bewahren soll!“

Schon sah er hinüber nach ihrem Bilde, das in prachtvollem Rahmen auf seinem Schreibtisch stand. Ein süßes, vertrauensvolles, fast noch kindliches Gesicht mit tiefen, fragenden Augen, die um Wahrheit zu bitten schienen. Und daneben tauchte die andere auf: das gereifte Mädchen mit dem stillen, selbstbewußten Anstich, den klugen Augen, die in die Geheimnisse des Lebens eingreifen wollten, über der hohen, weißen Stirn das reiche, kastanienbraune Haar.

Belog und Betrug er sie nicht beide? „Näh fuhr Joachim aus seinem Sessel auf. Es war ganz dunkel geworden im Zimmer, und niemand hätte die flammende Rote bemerken können, die bei dieser an sich selbst gerichteten Frage sein offenes, ehrliches Gesicht bedeckte.“

Der Bursche trat ein und brachte die Lampe. Joachim wandte sich an ihn: „Ich werde für Dich um einige Tage Urlaub nachsuchen! Ich habe in vierzehn Tagen in Hamburg Hochzeit und Du sollst mich begleiten!“

„Zu Befehl!“ entgegnete der Bursche. Aber er wunderte sich, wie still und hart heute die Stimme seines Herrn klang; so hatte er er ihn noch nie sprechen hören.

In einem eleganten Hotel zu Hamburg stand Joachim von Waldenow und machte Toilette für die Fahrt zum Ständeschauspiel und danach zur Kirche. Der Bursche, der ihm dabei behilflich war, war erstaunt, welches ernstes, blaßes Gesicht sein Herr hatte, und wie unwillig und unfreundlich der sonst stets so ruhige und Gültige jedes Wort herausspritzte. Der treue Diener dachte doch auch schon so manche Hochzeit gesehen; aber das wußte er, so, wie heute sein Herr, so hatte noch kein Bräutigam ausgesehen, wenn er an seinem Hochzeitstage sich ein hübsches, junges Mädchen beimholte.

Joachim war jetzt allein im Zimmer, da er den Burschen soeben noch zu einer Befragung fortgeschickt hatte. Er stand vor dem Spiegel und rihte an der Uniform; sie sah tadellos, aber doch fühlte er sich heute darin beengt und ungemüthlich.

„Das ist des Königs Rock,“ sagte er zu seinem Ebenbild, das ihm blaß und unfreundlich aus dem Spiegel entgegengab, „den Deine Väter und Urväter mit Ehren getragen haben! Das ist des Königs Rock, in dem sie für ihren König und ihr Vaterland zu kämpfen, zu bluten und zu sterben verstanden, als treue Ehrenmänner! Und darum hat ihnen dieser Rock auch immer gut gefallen! Wehhalb fröhst er Dir heute nicht? Wehhalb brüht und beengt er Dich? Ich will Dir's sagen, Joachim von Waldenow! Weißt Du ein Lump geworden bist, der den Rock nicht mehr wert ist, ein Püagner und Betrüger, der die ernste Wahrheit, die aus diesem Rocke spricht, zuhänden macht: Treue zu halten seinem Schwur! Darum rebelliert der Rock; er weiß, daß er nicht auf eines Lumpen Leib gehört!“

ten wie an den Achseln von Anfang bis zum Ende geplagt.

Auf dem Tische aber lag ein Zettel mit folgenden Worten: „Vade alle meine Sachen ein und mache damit, was Du willst!“

Währenddessen warteten in der vornehmen Villa Seltmanns und die Hochzeitsgäste auf den Bräutigam. Aber der kam nicht. Immer fragernder wurden die Blicke, immer unruhiger der Brautvater, immer bleicher die Braut; aber der Bräutigam kam nicht. Vierteilshunde auf Viertelshunde berging, ungeduldig scharren Stunden die Pferde vor dem Wagen, wiederholt hatte der Ständeschauspiel telephonisch nach dem Verbleib des Brautpaars anfragt — der Bräutigam kam nicht!

Endlich erschien ein Dienstmann. „Ein Brief für Herrn Seltmann!“ Mit fliegender Hand öffnete dieser, und seine und Liddys Augen, die neben ihm stand, irrten über das Papier.

„Ich kann nicht! Ich will ein ehrlicher Kerl bleiben! Verzeihung! Waldenow.“

Befürzt fing Seltmann seine ihm mit leifem Schrei ohnmächtig in die Arme fallende Tochter auf.

Eine drei Monate danach las Herr Seltmann ersten Auges wieder ein Schreiben. Es war aus New York. So aber lauteten die Schlussworte:

Vorzeichen habe ich meine Ehe mit Hildegard geschloßen, und ich bin der glücklichste Mann unter der Sonne, weil mir Treue gehalten worden ist und ich selbst Treue bewahrt habe. Mit meiner Hände Arbeit bringe ich mich und mein liebes, treues, tapferes Weib, das mir vertrauensvoll in die ferne Fremde gefolgt ist, durchs Leben. Mag es taufenhohl ein hartes Leben voll Mühe und Arbeit sein — es wird dennoch glücklich sein; denn es ist ein Lieb von der Treue, und ich bin ein ehrlicher Kerl geblieben. Und ich hoffe und bitte, daß Sie diesem betrauten werden, was ein schlechter Kerl Ihnen und Ihrer Tochter Schmerzens angetan hat.“

Wieder und wieder las Herr Seltmann; und feucht wurden seine Augen. Dann rief er seine Tochter und gab ihr den Brief. Mit feuchtem Auge überflog auch sie die Zeilen. Dann lehnte sie ihr Haupt an die Brust des Vaters und sagte leise:

„Weh hat er mir getan, sehr weh! Aber recht hat er doch gehandelt!“

Die menschliche Stimme im Niedergang.

Wenn man den Behauptungen eines angeblich berühmten Gelehrten Glauben schenken darf, erleidet die menschliche Stimme kaum merkliche, aber dauernde Veränderungen und sinkt von Generation zu Generation tiefer. Unsere Vorfahren wählten überhaupt nicht, was eine Bestimme war; in uralten Zeiten sprach und sang man nämlich nur im Falsett, d. h. mit Falsett- oder Koffstimme. Jetzt aber ist der vorherrschende Stimnton der Bariton, aber es besteht eine stufenförmige Neigung für einen noch tieferen Niedergang der Stimme, so daß der „gute Ton“ schließlich ausschließlich der Baßton sein wird. Neun Zehntel der schönen Hälfte des Menschengeschlechts befinden ehemals aus schrillen Sopranen. Jetzt werden einem alle Besangungsprofessoren bestätigen, daß die Soprane immer seltener werden, und daß auch die Mezzosopranen nur noch sehr dünn gefügt sind. Wenn das so weiter geht, wird schließlich die ganze Menschheit mit einer Grabestimme singen und sprechen, aber es bleibt bei all dem Unheil doch noch ein fülherer Trost: ehe die Menschheit mit dem Singen so tief sinken wird, werden noch etwa dreißig Jahrhunderte ins Land gehen. Die Theaterunternehmer können also vorläufig noch ruhig schlafen.

Das Farbenpiel der Perlmutter.

Schon seit Jahrhunderten wird die Schale der Perlmuschel und ähnlicher Muscheln wegen ihres milden Glanzes und ihres schönen irisierenden Farbenspiels hoch geschätzt. Die Ursache dieses Schimmerens ist eine rein mechanische. Beim Polieren der aus auhergewöhnlich dünnen Schichten bestehenden Perlmutter entstehen kleine und regelmäßige Furchen, die die Schichten durchsneiden. Dies hat zur Folge, daß die Lichtwellen an den Seiten der Furchen reflektieren, einander auslöschen. Da bei der Neigung der reflektierenden Strahlen nur die kürzeren Wellen, nicht aber die längeren auslöscht werden, treten eben jene Farbenpiele auf, die der Physiker die Farben der gestreiften Oberfläche nennt. Sie erscheinen auf Glas und poliertem Metall, aber am schönsten auf Perlmutter. Einen Beweis für die rein mechanische Ursache kann sich jeder selbst verschaffen, wenn er, wie das zuerst der Engländer Webster getan hat, Perlmutter vorsichtig in schwachem Siegelack abdrückt. Man erzeugt damit nicht nur die Furchen, sondern auch das Farbenpiel der Perlmutter.